

Prof. Dr. Ina Schabert

Zweitausendeinhundertdrei

Festrede anlässlich der Festveranstaltung "Einhundert Jahre akademische Bildung von Frauen in Bayern"
in der Münchner Residenz am 18.9.03

Herr Staatsminister

verehrte Festgäste,

... Ich möchte Sie nun auf eine Zeitreise mitnehmen, damit wir sehen können, wie es an den bayerischen und deutschen Universitäten nach weiteren 100 Jahren weiblicher Präsenz konkret aussehen wird. Dies wird uns die Gelegenheit geben, die Prognosen zu überprüfen, die der Herr Minister in seiner Begrüßungsrede gewagt hat. Seine Mahnung -- "Meine Herren, seien Sie auf alles gefaßt" -- ist angebracht.

Die erste, grundsätzliche Beobachtung, die wir -- ins Jahr 2103 versetzt -- machen können, ist für diejenigen, die sich in der Frauengeschichte etwas auskennen, eine erstaunliche. Während jede frauenemanzipatorische Phase bis ins 20. Jhd. regelmäßig einen herben Rückschlag erfahren hat, ist dieser im 21. Jhd. ausgeblieben. Ansätze einer frauengemäßen Entwicklung, die sich um 2003 zeigten, wurden vielmehr konsequent weiterverfolgt. Die Universität des frühen 22. Jhds. entspricht (so läßt sich feststellen) weitgehend den Idealvorstellungen, wie sie in feministischen Entwürfen des 20. Jahrhunderts entworfen worden waren -- etwa bei Charlotte Gilman, bei Virginia Woolf und bei Adrienne Rich .

Schon um das Jahr 2000 war eine quantitativ ausgewogene Repräsentation der weiblichen Studierenden erreicht worden, die dann in den nächsten 100 Jahren konstant blieb. Die große Änderung im Verlauf des 21. Jahrhunderts war der allmähliche Übergang von einer Universität, in der junge Frauen hauptsächlich von Männern belehrt wurden, zu einer von Frauen mitbestimmten, wenn nicht gar frauenbestimmten Universität. Es ist ein zahlenmäßig dramatischer Anstieg von Frauen in verantwortlichen akademischen Positionen zu verzeichnen. Der Professor-innenanteil entspricht 2103 nicht nur dem Anteil der Studentinnen; in manchen Fächern geht er deutlich über die 50%-Grenze hinaus. Auch in den Universitätsleitungen sind nun weibliche Präsidenten, Rektoren, Prorektoren und Kanzler in der Mehrheit. Diese Veränderung ist nicht allein der Arbeit der Frauenbeauftragten zuzuschreiben, die sich seit den 1990er Jahren darum bemüht hatten, daß es Frauen ermöglicht wurde, Inhalt und Stil der wissenschaftlichen Forschung mitzu-prägen. Vermutlich wären diese Anstrengungen nie wesentlich über die 10%-Hürde frauenbesetzter Professorenstellen hinaus gekommen, und es wäre bei der männerbestimmten Universität geblieben, wenn sich nicht die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen geändert hätten.

In den ersten beiden Jahrzehnten des 21. Jahrhunderts, und noch einmal in den 70er Jahren geriet die deutsche und sogar die bayerische Wirtschaft in eine Rezession. Zurückgehende Steuer-einnahmen zwangen zu empfindlichen Absenkungen auch der Gehälter der Hochschullehrer. Die Professorenstellen verloren damit an Attraktivität, außer für diejenigen, die sich auch bei bescheidener Bezahlung der Sache von Forschung und Lehre zu verschreiben bereit waren. Dies waren nicht nur, aber doch zu einem deutlich höheren Anteil Frauen, denen man nicht zu Unrecht einen etwas weltfremden Idealismus nachsagte. Auch in der Finanzierung des Gesundheitswesens gab es im letzten Jahrhundert massive Einbußen, was dazu führte, daß seit der zweiten Sparwelle der 2070er Jahre selbst die Posten der Klinikchefs finanziell so bescheiden ausgestattet waren, daß sie Medizinerinnen offenstanden. Was die Universitätsleitungen anbetraf, machte zudem in dieser wirtschaftlich beengten Situation das sog. Garrett-Modell der Drittmittel-Aquisition Schule. Mary Garrett, die Tochter eines amerikanischen Eisenbahnmagnaten Ende des 19. Jahrhunderts, war mit einer Professorin befreundet, die am renommierten College von Bryn Mawr arbeitete. Garrett verpflichtete sich, dem College für jedes Jahr, in dem ihre Freundin Präsidentin dieser Universität wäre, \$ 10.000 zu stiften (eine damals beträchtliche Summe, ca. 50% des Jahresetat der Universität). Carey Thomas amtierte unter dieser Bedingung lange Jahre als Präsidentin und brachte ihrer Universität eine nicht nur finanziell gute Zeit ein! Etwa 150 Jahre später also wurde diese Strategie wiederentdeckt. Begüterte Frauen stifteten nun den Universitäten in großzügiger Weise Geld mit der Auflage einer repräsentativen Vertretung von Frauen in den Leitungsgremien.

Eine ganz andere Entwicklung begünstigte weibliche akademische Karrieren, indem sie die Frauen in einer nicht vorhergesehenen Weise von Familienaufgaben entlastete. Dies war die Veränderung der Seniorenkultur. Relativ früh im 21. Jahrhundert begannen ältere Bundesbürger und -bürgerinnen es fände zu finden, ihren Ruhestand auf Mallorca oder in der Toscana zu verbringen -- wie weiland die Gefährten des Odysseus in der müden Zufriedenheit der Lotusinseln. Leitvorstellung eines glücklichen Alters wurde es nun, im eigenen familiären und lokalen Bereich zu bleiben und hier möglichst intensive, aktive Kontakte mit jungen Menschen zu pflegen, mit Kindern, schulpflichtigen Enkeln oder Nachbarskindern. Man empfand es als aufregend, an deren Entwicklung teilzunehmen; man bestätigte sein Selbstwertgefühl, indem man wichtige Hilfe bot, die Kinder zu begehrten Unternehmungen mitnahm. Medizinische und psychologische Untersuchungen bestätigten, daß dies die optimale Wellness- und Fitness-Methode für das Alter war. Die nachfolgende Generation der jungen Alten stellte zudem fest, daß die jetzt alten Alten von der jungen Generation adoptiert wurden, was die Motivation der neuen Senioren, sich für Kinder zu interessieren, noch verstärkte. Es liegt auf der Hand, daß dies für junge Mütter das Engagement in der Wissenschaft entscheidend erleichterte. Das ältere feministische Modell der partnerschaftlichen Elternschaft ließ sich unter diesen günstigeren Umständen ebenfalls in höherem Maß verwirklichen.

In Bezug auf den Professorinnenanteil an den deutschen und bayrischen Universitäten konnten zudem im Verlauf des 21. Jahrhunderts signifikante Verschiebungen in der Fächerrepräsentation beobachtet werden. Die weibliche Abwanderung in zuvor fast ausschließlich männliche Fakultäten und Positionen ist einerseits im Zusammenhang damit zu sehen, daß finanzielle Vergünstigungen weggefallen waren. Damit war das Prestige bestimmter Fächer geschwunden und der Verdrängungskampf wurde weniger

hart geführt. Aus weiterer wissenschaftshistorischer Sicht läßt sich der Verschiebungsprozess zumindest partiell als eine Rückkehr zu frühneuzeitlichen und vorbürgerlichen wissenschaftlichen Interessenlagen der Frauen erfassen. Lange Zeit zum Beispiel waren viele Gebiete der Medizin eine Domäne der Frauen; erst im Verlauf des 17. und 18. Jhds. wurden diese Bereiche von den Männern beansprucht, schließlich sogar der eminent weibliche Bereich der Gynäkologie, was Feministinnen wie Mary Wollstonecraft bitter beklagten. Insofern scheint es, daß die Frauen in einen ihnen besonders nahestehenden Aufgabenbereich zurück-gefunden haben, wenn sie jetzt in der Medizin die Mehrzahl der verantwortlichen und weniger verantwortlichen Posten innehaben. (Auf die Hierarchie der Stellen komme ich später zurück.)

Vergleichbares gilt für naturwissenschaftliche und technologische Fächer. Als diese sich im 17. Jahrhundert -- außerhalb der traditionellen Universität -- allmählich herausbildeten, haben sich Frauen begeistert einzubringen versucht. Empirische Verfahren entsprachen ihren Vorstellungen von Lebensklugheit, und für das Experimentieren brachten sie besonderes praktisches Geschick mit. Während z.B. die Männer in England in den Räumen der Royal Society ihre Versuchsanordnungen installierten und reinstallierten und ihre Ergebnisse aufnotierten, begannen die Frauen in ihren Küchen die Versuche nachzuvollziehen und zu optimieren. Ihre Lust am Experiment war so groß, daß dies zu einem Hauptthema zeitgenössischer Satiren wurde. Als jedoch die Laboreinrichtungen allmählich anspruchsvoller, professioneller wurden, konnten sich bestenfalls noch weibliche Familienangehörige von Naturwissenschaftlern, soweit sie Zugang zu deren Forschungsstätten hatten, in die Forschungsarbeit mit einbringen. Der hohe Anteil von Professorinnen in den naturwissenschaftlichen und technologischen Disziplinen, den die 107. Fortschreibung der Statistik der Bund-Länder Kommission für 2101 aufweist, ist also zu erklären mit einem grundsätzlichen, nur zwischenzeitlich unterdrückten Interesse von Frauen für dieses Fächerspektrum.

In den Geistes- und Kulturwissenschaften ist das Bild um 2103 weniger eindeutig. Die überdurchschnittlich hohe Präsenz von Frauen hier, die die Universität im späten 20. Jahrhundert kennzeichnete, ist nicht mehr gegeben. Es ist hier zwischen den Fächern zu differenzieren. Allgemein gehen Wissenschaftlerinnen auf Distanz zu rein oder weitgehend theoretischen Disziplinen. Typische Männerdomänen in der Universität des angehenden 22. Jhds sind etwa die Philosophie, die Logik und die Wissenschaftstheorie, die Kulturtheorie, die politische Theorie und die anwendungsfernen Bereiche der Mathematik. Von den mehrheitlich weiblichen Universitätsleitungen werden die theoretischen Fächer als Traditionsbestand -- und weil die Arbeit hier nicht besonders teuer ist -- großzügig gefördert. Eindeutiges Mißtrauen wird allerdings einem Fach entgegengebracht, nämlich der Ethik: ethisches Verhalten, so der weiblich induzierte, aber jetzt geschlechterübergreifende Konsens, ist nicht zu lehren sondern vorzuleben. Um 2080 wurde Ethik als Studien- und Prüfungsfach in fast allen Bundesländern abgeschafft.

Damit nun komme ich zum Kern der Veränderungen, welche die frauenbestimmte Universität an der Schwelle zum 22. Jahrhundert kennzeichnen. Indem Frauen auf das rückten, was man vor 100 Jahren 'Führungspositionen' nannte, begannen sie mit tiefgreifenden Reformen. Die andersartigen weiblichen Zielvorstellungen von Universität

erregten viel öffentliches Aufsehen; die Frage, warum Frauen anders dachten, wurde Mitte des Jhds. in den Medien kontrovers diskutiert. Der Reformwille wurde essentialistisch erklärt mit einem spezifisch weiblichen Wesen, das sich nun realisieren konnte. Oder er wurde psychologisch gedeutet als Folge eines frauenspezifischen Sozialisationsprozesses, der zu anderen Wertsetzungen führte. Mit einem dritten Erklärungsmodell hingegen, das die kritische Männlichkeitsforschung bereitstellte, wurden die Neuerungen schlicht als die Rückkehr zu einer frühneuzeitlichen ganzheitlichen geschlechter-übergreifenden Vernunft betrachtet, welche durch den engen Rationalitätsbegriff einer männlichen und misogynen Aufklärung verdrängt worden war. Dieses Erklärungsmodell hat sich heute weitgehend durchgesetzt, zumal es der Tatsache Rechnung trägt, daß sich inzwischen auch die Mehrheit der Männer mit der weiblich bestimmten Universität identifiziert.

Mit der Einigung auf den neuen bzw. voraufklärerischen Vernunftbegriff hat sich insgesamt -- in der Medizin, in den Technologien, in den Naturwissenschaften -- das Wissenschaftsethos gewandelt. Forschergenerationen um 1950 und selbst noch um 2000 fragten: was ist machbar? was alles können wir herausfinden, was und wie können wir verändern, kontrollieren, rationalisieren? Heute, im Jahr 2103 fragt frau und man: Wozu nützt ein Forschungszeitung? Wer profitiert davon und wer trägt den Schaden? Sind die absehbaren Erkenntnisse menschlich vertretbar? sind sie moralisch wünschenswert? Die alte Zielsetzung, die Baconsche, ist abgelöst worden von einem ethisch gesteuerten Forschen.

Des weiteren gilt ein Mißtrauen gegenüber dem rein rationalen Argumentationsgestus, der seit der Aufklärung ein besonderes Prestige hatte. Rationales Denken ist im Verlauf des 21. Jhds. wieder zu einem Instrument hinabgestuft worden. Von primärer Bedeutung im Erkenntnisprozess sind heute das, was man die drei E's nennt: die Empirie, die Empathie und die Emotion (die seit den revolutionären Hirnforschungen von Antonio Damasio um 2000 von der Intellektualität nicht mehr trennbar ist). *La réalité a ses raisons que la raison ne connaît pas.*

Ich muß mich kurz fassen und kann nur noch eine wichtige Veränderung, in Bezug auf die Sprachkultur erwähnen, die mit dem Schlagwort: 'Von der alten Globalisierung zu einem neuen Internationalismus' erfaßt wird. Zu Anfang des 21. Jhd. ging der Trend dahin, die wissenschaftlichen Aussagen in allen Disziplinen in eine relativ simple Einheitssprache einzubringen, die man Englisch nannte (ohne daß sie je die Idiomatik, Subtilität und Modulationsbreite des echten Englisch aufgewiesen hätte). Es war ein Englisch, das fast wie eine mathematische Formelsprache zu Abstraktion und Reduktion zwang. Sobald es aber, in der nachaufklärerischen, weiblich konnotierten Wissenschaft, um das Besondere ging, um die spezifischen Kontexte, die komplexen Vernetzungen und Überlagerungen von verschiedenartigsten Sachverhalten, erwies sich diese Sprache als kontraproduktiv, denn gerade die wertvollsten Erkenntnisaspekte wurden durch sie herausgefiltert. So setzte man gegen die nun veralternde anglo-amerikanische Wissenschaftssprache das europäische Prinzip der Sprachvielfalt. Das Fremdsprachenlernen rückte ins Zentrum jeder wissenschaftlichen Ausbildung, sobald klar wurde, daß jeder Sprache eine ihr eigene Methode der Erkenntnis gleichsam eingebaut ist und Sprachenpluralismus Erkenntnisfülle bedeutet. Die traditionell höhere Fremdsprachenkompetenz der Frauen wirkte sich in dieser Entwicklung zuerst als

weitere Empfehlung für weibliche Wissenschaftler aus. Doch nachdem die Kernbedeutung der Sprachen für die Wissenschaften einmal klar erkannt war, zeigte sich, daß männliche Lerner (wie man sie damals noch nannte) ebenso erfolgreich wie Frauen sein konnten, wenn sie die Aufgabe nur ernst genug nahmen.

Ich habe in meinem Überblick über die Veränderungen des Universitätslebens im Verlauf des 21. Jhd. für das frühe Jhd. Begriffe wie 'Leitungsgremien', 'Führungspositionen', 'Stellenhierarchie' verwendet, die um 2100 kaum jemand mehr kennt. Die historische Situation um 2000 läßt sich jedoch nur mit solchen obsolet gewordenen Wörtern umschreiben. Es gab an den deutschen und nicht zuletzt an den bayrischen Universitäten eine strenge Rangordnung mit Institutsdirektoren und Lehrstuhlinhabern an der Spitze; dann ging es, jeweils durch Gehaltsgruppe, Möbel- und Menschen-ausstattungen und Mitspracherechte definiert, eine Reihe von Stufen hinunter bis zu Hilfskräften und Sekretärinnen. Als Patriarchat oder Patronage konnte das System historisch verstanden werden; im einzelnen wurde es in einem von Jahrzehnt zu Jahrzehnt anwachsenden Regelwerk des Hochschullehrergesetzes in seinen Aufstiegs-, Beförderungs- und Ausschlußbedingungen gestaltet.

Daß eine frauenbestimmte Universität mit diesem Byzantinismus Schluß machen würde, war wohl schon denjenigen klar, die kurz vor 1990 im Hochschulgesetz die Aufgaben der Frauenbeauftragten entwarfen. Auf jeden Fall finden wir hier zum ersten Mal in der Universitätsgeschichte des 20. Jhds. das ständische Prinzip völlig ignoriert. Weder war der akademische Rang dieser Beauftragten festgelegt, noch blieb ihre Repräsentationsfunktion auf ihren eigenen Rang beschränkt; vielmehr wurde angenommen, daß sich die Frauenbeauftragte selbstverständlich und selbstlos für alle weiblichen Mitglieder der Universität, von der Studentin zur Lehrstuhlinhaberin (so es sie gab), einsetzen würde. Das grundsätzlich andere Konzept von akademischer Gemeinschaft, daß solchem Erwartungsmuster zugrunde liegt, hat sich im 21. Jahrhundert allmählich durchgesetzt. Es bestimmt das derzeit gültige Bayerische Hochschulgesetz und vor allem auch die nicht gesetzlich festlegbaren, realen Umgangsformen. Die Zielvorstellung einer egalitären Wissenschaftspflege war in den früheren Jahrhunderten, als die Frauen in den Universitäten noch nichts zu sagen hatten, immer wieder in weiblich verfaßten Universitätsutopien artikuliert worden; nun konnte sie weitgehend realisiert werden. Wichtige Schützenhilfe bekamen die Frauen durch Männlichkeitsforscher in den USA, in England und in Deutschland (wie James Sosnowski, Ben Knights und Walter Erhart), die schon um 2000 herbe Kritik übten am aggressiven und kompetitiven Stil und am Machtgebaren des typischen Hochschullehrers.

Wie die Universitätsleitungen, so sind im Jahr 2103, hundert Jahre nachdem die Frauen allmählich die Chance bekamen, die Universität mitzugestalten, auch Institute und Forschungseinheiten soweit wie möglich kollegial organisiert. Die Orientierung der Forschung wird nicht bestimmt von Anciennität oder Status, nicht durch psychische Ellbogenkraft, sondern durch Überzeugungskraft der Gedanken. Es geht um die guten Ideen, das innovative Potential einer Versuchsanordnung, die Bedeutung einer Fragestellung, den konsequenten Weg, wie eine als relevant erkannte Frage bis zu einer Antwort gebracht werden kann. Dabei sieht es die ältere Generation der Forscherinnen und Forscher als eine ihrer vorrangigen Aufgaben an, die jüngere

Generation -- die ja zumeist die neuen Fragen und die alternativen Problemlösungen einbringt -- nach Kräften zu fördern. (Insbesondere das schon damals angezweifelte Verfahren der sog. Witwenverbrennung ist undenkbar geworden.) Damals nannte man den Professor, der einen jungen Mann, manchmal auch eine Frau im Anfangsstadium der wissenschaftlichen Arbeit betreute, mehr oder weniger ernsthaft den Doktor- bzw. Habilitations'vater'; 2103 wird die ältere Generation der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler hingegen manchmal scherzhaft als Matres bezeichnet. Das ödipale Paradigma des Verdrängungskampfs zwischen Vater und Sohn, das Konkurrenzdenken, die Hackordnung ist abgelöst worden durch eine gemeinsame quasi-mütterliche Verantwortung für den wissenschaftlichen Nachwuchs. In dieser Haltung wird jeder Beitrag, ob er von einer Anfängerin in ihrem ersten Forschungsjahr oder von einer bereits bewährten Forschungskraft kommt, von den Älteren und qualifizierten Jüngeren vorbehaltlos auf seine Qualität hin überprüft. Daß die Einheiten, in denen solche Teamarbeit verwirklicht werden kann, relativ klein gehalten werden müssen, hat sich in der Entwicklungsphase bald herausgestellt: Großeinrichtungen wie Departments und SFBs mußten in vielen Fällen zurückgebaut werden.

Verehrte Festversammlung: die kurze Zeitreise ist um - wir sind (pünktlich zum Empfang im Kaisersaal) wieder im Jahr 2003 zurück. Es ist zu hoffen daß, wenn in 100 Jahren eine Festrede zum 200. Jubiläum des Frauenstudiums in Bayern auf die heutige, in Wissenschaftskonzept und Organisationsform männlich bestimmte Universität zurückblickt, sie deren problematische Seiten gnädig übersieht oder mit feinem Humor vergoldet. Und daß vor allem die Verdienste derjenigen Politiker und Politikerinnen, Universitätsleitungen, Hochschulräte und - last but not least - Frauenbeauftragten in Zentrum gestellt werden, die den Weg für die andere Universität von 2103 bereitet haben.